

GFL



German as a foreign language

Kann geschlechtergerechte Sprache *wirklich* inklusiv sein? Probleme sozialer Exklusion durch sprachliche Inklusion aus auslandsgermanistischer Sicht

Ewald Reuter, Tampere/Finnland

ISSN 1470 – 9570

Kann geschlechtergerechte Sprache *wirklich* inklusiv sein?

Probleme sozialer Exklusion durch sprachliche Inklusion aus auslandsgermanistischer Sicht¹

Ewald Reuter, Tampere/Finnland

Durch eine selektive Lektüre der gegenwärtigen Forschungsliteratur wird im Beitrag eine Antwort auf die Frage gesucht, ob eine geschlechtergerechte Sprache *wirklich* nur inklusiv oder nicht auch exklusiv wirken kann. Eine erste Erörterung des Themas belegt, dass die Forschungsfrage zugleich eine Moralfrage ist, in der unausweichlich Urteile über gutes und schlechtes Handeln mitschwingen (1.1). Danach wird ausgeführt, dass die Forschungsfrage von einem auslandsgermanistischen Standort aus betrachtet wird, an dem wegen der genuslosen finnischen Sprache Debatten über Gendern nahezu unbekannt sind (1.2). Nach einer Kurzporträtierung von Radikal- und Intersektionalfeminismus (2.1) werden im Anschluss an die genderlinguistische Diskussion die sprachsystemischen Möglichkeiten und Grenzen feministischer Sprachreformen erörtert (2.2). Am Beispiel von zwei umfangreichen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen wird das Kernproblem der sozialen Exklusion durch sprachliche Inklusionsbemühungen bestimmt, welches darin besteht, dass die gesellschaftliche Mehrheit das Gendern ablehnt, weil man sich erstens durch so genannte Eliten bevormundet fühlt und zweitens der Ansicht ist, dass andere Maßnahmen marginalisierte Minderheiten vermutlich nachhaltiger in die Gesellschaft integrieren als das Gendern. Aktuelle Umfragen bestätigen diese Befunde (3.). Weiter stellt sich heraus, dass das Thema der Gendersprache mit dem Thema der Identitätspolitik verschränkt ist, die beide in den Geistes- und Sozialwissenschaften ziemlich kontrovers diskutiert werden (4.). Das Fazit fordert dazu auf, auch in der Auslandsgermanistik die Entwicklung der deutschen Gendersprache wissenschaftlich objektiv zu beobachten und in der Lehre ohne moralischen Konformitätsdruck zu behandeln (5.).

¹ Um Missverständnissen vorzubeugen, erwähne ich gleich eingangs, dass ich mich seit über 40 Jahren um geschlechtergerechte Sprache bemühe, obwohl es dafür keine Normvorschriften gab und gibt. So wurde mir einst vom Wissenschaftlichen Prüfungsamt gestattet, meine Staatsarbeit sprachreformerisch in radikaler Kleinschreibung zu verfassen (Reuter 1982). Mit Beginn meiner DaF-Lehrtätigkeit habe ich jedoch schnell wieder auf die orthografische Reform verzichtet, um Lerner nicht zu verwirren, habe mich aber nachweislich weiterhin um Frauen repräsentierende Formulierungen bemüht. Absicht war, meine Solidarität mit der Frauenemanzipation zu bekunden, ohne jedoch anzunehmen, dass die sprachliche Symbolisierung Wesentliches an der sozialen Stellung von Frauen ändern könnte. Studium und Beruf lehrten, dass man damals ganz andere Hebel bewegen musste, um die Lage von Mädchen und Frauen in Schule und Hochschule zu verbessern. Der Kritik an den gegenwärtigen sprachreformerischen Bestrebungen, wie sie unter Bezug auf Eisenberg (2020) jüngst auch an einem Sammelband, an dem ich mitwirken durfte, geübt wurde, stelle ich mich in diesem Beitrag: „Während gerade in der Fachkommunikation Sprachliches als Medium der Darstellung normalerweise nicht im Fokus steht, können hier einige Beitragsautoren offenbar der Versuchung nicht widerstehen, das speziell im universitären Milieu verbreitete Gegendere zu propagieren, auf diese Weise vom Inhaltlichen abzulenken und die damit verbundenen Sprachveranstaltungen dem Leser aufzudrängen.“ (Lüger 2023: 161). – Zwei anonymen GutachterInnen danke ich für zweckdienliche Hinweise.

Jeder kann ein auserwähltes Gefäß sein,
wenn er nicht auf seine Menschlichkeit verzichtet,
sich nicht zur höheren Vernunft erklärt, die das Recht hat,
über das Schicksal der kleinen Leute zu verfügen.
(Mandelstam 2011: 59)

1. Einleitung

1.1 Fragestellungen

In einem lesenswerten Beitrag beklagt Sabrina Link, dass „[g]endergerechtes Deutsch“ zwar „in aller Munde“ und daher auch im öffentlichen Diskurs „omnipräsent sei, dass jedoch weder die „DaF-Forschung“ noch die „Hochschuldidaktik“ oder die „Erwachsenenpädagogik“ angemessen auf den konstatierten Innovationsdruck reagierten (Link 2023, 33-34). Im Zuge der weiteren Begründung ihres Reformvorschlages ordnet die Verfasserin Giorgia Meloni, die mit der maskulinen Form „il presidente“ angesprochen werden wolle, als Gegnerin feministischer Sprachreformen ein (Link 2023: 34), wodurch sie sich selbst im Kreis jener Personen verortet, die annehmen, dass durch den Gebrauch von so genanntem gendergerechtem Deutsch in Forschung und Lehre die „Gleichstellung und -behandlung der Geschlechter“ (Link 2023: 34) befördert werde. Da das Für und Wider in der ‚hitzen Debatte‘ (Link 2023: 33) über die Reformen zwar kurz erwähnt, aber nicht näher erläutert wird, scheint der Streit über die Moral des Themas entschieden zu sein: Wer für die Gleichbehandlung der Geschlechter ist, der verwendet gendergerechte Sprache und ist fortschrittlich, wer das nicht tut, der ist dagegen und hat den Lauf der Zeit verpasst.

Im Vergleich mit der angeführten Begründung von Link (2023) geht Monica Sanchez-Torres (2023) in ihrer Dissertation, die dem Erlernen von (nicht-)sexistischem Englisch an finnischen und spanischen Universitäten gewidmet ist, deutlich zurückhaltender vor. Erstens führt sie gleich anfangs 12 Gründe an, die immer wieder gegen feministische Sprachreformen vorgebracht werden (Sanchez-Torres 2023: 16), und zweitens räumt sie zum Schluss ihrer Arbeit freimütig ein, dass sie selbst solche Reformen befürwortet und sich als junge Frau dabei im Einklang mit der Mehrheit der von ihr Befragten im Einklang weiß, denn diese Reformen seien „a relevant and important topic for younger people“ (Sanchez-Torres 2023: 268). Es zeugt von der wissenschaftlichen Redlichkeit der Verfasserin, dass sie genau diesen Umstand methodenkritisch als einen Schwachpunkt ihrer Untersuchungen ausweist, denn die Materialerstellung sei „biased to students“ (Sanchez-Torres 2023: 267). Dennoch ergibt die sehr selbstkritisch durchgeführte

Arbeit spannende, weil widersprüchliche Antworten auf die Frage, wie sich Erstsprache und Geschlecht auf Wahrnehmung und Gebrauch von „non-sexist English“ auswirken, z. B.: „Spaniards prefer using feminist forms because they render women visible in language, whereas for Finns, feminization leads to discrimination.“ (Sanchez-Torres 2023: 264) Solche Befunde legen nahe, dass die Frage nach der sprachlichen Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit sowohl aus intra- als auch aus interkultureller Sicht bislang weder in der Forschung noch in der Lehre abschließend beantwortet werden konnte.

Ziel dieses Beitrages ist erstens die Klärung der Frage, ob die moralische Einteilung sprachlichen Handelns in „inkludierendes“ und „exkludierendes“ Reden und Schreiben, wie sie von AktivistInnen vorgenommen wird, die Wirkmechanismen sozialer Inklusion und Exklusion tatsächlich zutreffend erfasst. Unter Aktivismus wird hier ganz allgemein die kämpferische Haltung verstanden, Minderheiten durch gezielte Sprachreformen nachhaltig in die Mehrheitsgesellschaft integrieren zu können. Nach der Sichtung der relevanten Forschungsliteratur zur deutschsprachigen Gender-Diskussion soll zweitens geklärt werden, welche Folgen sich aus der Forschungslage für den Deutschunterricht und das Deutschstudium im Ausland ergeben.

1.2 Auslandsgermanistische Sichten auf gendergerechtes Deutsch

Bereits eine erste Sichtung der Forschungsliteratur ergibt, dass geschlechtergerechte Reformen genusloser Sprachen meist problemlos akzeptiert werden, während sie im Falle von Sprachen mit grammatischem Geschlecht oft auf heftigen Widerstand stoßen, und dies nicht nur in der breiten Öffentlichkeit, sondern auch unter FeministInnen, die diese Sprachreformen ursprünglich auf den Weg brachten. Ein Paradebeispiel für eine genuslose bzw. genusarme Sprache ist das Finnische, dessen Personalpronomen *hän* auf die 3. Person Singular verweist, ohne wie im Deutschen mit *er*, *sie* oder *es* auch auf das biologische bzw. soziale Geschlecht der Referenten zu verweisen. Gleichwohl gibt es auch in Finnland Stimmen, die darauf hinweisen, dass auch die finnische Sprache bzw. der alltägliche finnische Sprachgebrauch nicht sexismusfrei sei (z. B. Engelberg 2018). Ein Allerwärtsbeispiel ist etwa das Determinativkompositum *esimies*, das aus *esi* (dt. vor) und *mies* (dt. Mann) besteht und „Vorgesetzter“ bedeutet. Statt der möglichen Feminisierung des Ausdrucks durch *esi* und *nainen* (dt. Frau) bürgerte sich die Neutralisierung mit dem Ausdruck *esihenkilö* ein, bestehend aus *esi* und *henkilö* (dt. Person), da Feminisierung in Finnland mehrheitlich als Diskriminierung gewertet wird. Diese

und ähnliche finnische Beispiele machen als Vorbilder für sprachliche Inklusion auch in der internationalen Diskussion Karriere, meist jedoch ohne Berücksichtigung des sozialen Kontextes ihrer Entstehung. Wird der finnische Kontext berücksichtigt, so stellt man fest, dass es keine erregte Diskussion um „gendergerechte Sprache“ gibt (z. B. Niedling & Raitaniemi 2024), und zwar deshalb nicht, weil durch den finnischen Staatsfeminismus² die gesellschaftliche Gleichstellung von Frauen und Männern im Vergleich zum deutschen Sprachraum sehr weit fortgeschritten ist. Dennoch gilt, dass der Gebrauch des genuslosen *hän*-Pronomens weder Selbst- noch Fremdzuschreibungen von Geschlecht und Geschlechterrollen verhindert (Renström et al. 2023; Reuter 2016), weshalb bspw. auch die als „lasterhaft“ gedeutete Aussprache des /s/-Lautes im Finnischen zur soziolektalen Selbst- und Fremdstilisierung von hyperurbanisierten Frauen und von hippen Homosexuellen genutzt werden kann (Halonen et al. 2020).

Ziel meines Beitrages ist jedoch kein finnisch-deutscher Sprach- oder Kulturvergleich. Vielmehr schlüpfte ich in die Rolle eines auslandsgermanistischen Beobachters, der pars pro toto von einem fast sprachreformfreien Standpunkt aus die hochgradig erregten Debatten um genderfairen Sprachgebrauch im deutschen Sprachraum mit dem Erkenntnisinteresse betrachtet, um Aufschlüsse für die eigene Lehre im Ausland zu gewinnen. Der Beitrag ist wie folgt gegliedert: Zunächst erfolgt eine Sichtung der genderlinguistischen Diskussion des Themas (2.), danach eine Sichtung der sozialwissenschaftlichen Diskussion (3.). Daran schließt eine knappe Sichtung der mit den Sprachreformen zusammenhängenden identitätspolitischen Diskussion an (4.), wonach das Fazit formuliert wird (5.).

Angesichts der aus dem Ausland kaum überschaubaren Menge an Forschungsliteratur³ sehe ich mich gezwungen, die hohe Komplexität des Themas drastisch zu reduzieren,

² Konkret bedeutet dies, dass in Finnland die Doppelernährerehe mit der Vereinbarkeit von Beruf und Familie als Grundmodell des Zusammenlebens der Geschlechter fest institutionalisiert ist. Eine Folge davon ist, dass etwa im Unterschied zum deutschen Sprachraum an finnischen Universitäten längst die „selbsterziehende“ Leitvorstellung von „Wissenschaft als Berufung“ durch die Auffassung „Wissenschaft ist ein Beruf wie jeder andere“ „trivialisier“ wurde (vgl. Heintz et al. 2004). – In meinem 40-jährigen Berufsleben in Finnland hatte ich nur kurze Zeit einen männlichen Vorgesetzten, ansonsten waren von der Institutsleitung über Dekanat und Rektorat sowie Wissenschaftsministerium bis zum Minister- und Staatspräsidenten alle Führungspersonen weiblich, von denen die allermeisten zugleich auch (Groß-)Mütter waren bzw. sind.

³ Als Beleg verweise ich auf das äußerst verdienstvolle Standardwerk zur Genderlinguistik von Helga Kotthoff & Damaris Nübling (2018) mit einem über 60-seitigen Literaturverzeichnis.

um sowohl die roten Fäden der Diskussion zu ermitteln als auch um zu klaren Aussagen zu kommen. Im Rückgriff auf vorwiegend empiriegesättigte Forschungsliteratur bespreche ich daher nur die Spitze der Spitze eines Eisberges.

2. Die genderlinguistische Diskussion (Sprachreformen)

2.1 Radikaler vs. intersektionaler Feminismus

In der Literatur werden viele Spielarten von Frauenbewegung und Feminismus wie Öko-, Netz-, Religions-, Post- oder Queerfeminismus unterschieden, die ich auf die gegenwärtig wirksamsten Strömungen von radikalem und intersektionalem Feminismus reduziere (vgl. Übersicht 1).

Übersicht 1: Unterschiede zwischen radikalem und intersektionalem Feminismus

Radikaler Feminismus	Intersektionaler Feminismus
Gleichberechtigung von Frauen und Männern	Gleichberechtigung mehrfach marginalisierter Gruppen
Ziel: mechanische Gleichberechtigung → Übereinstimmung von biologischem und sozialem Geschlecht	Diskriminierung nach Geschlecht, Farbe, Klasse, Kultur, Herkunft usw. → drittes Geschlecht: fluide trans Personen
Lesben = Frauen; Schwule = Männer	Ziel: queerfeministische Vielfalt in Gleichheit
zwei Geschlechter, keine drei oder mehr	biologisches Geschlecht vs. soziales Geschlecht vs. sexuelle Orientierung
Sprachreform: Feminisierung	Sprachreform: Neutralisierung
BINÄR: HETERO-NORMATIV	NON-BINÄR: DIVERS-NORMATIV

Der radikale Feminismus geht zwar von der Binarität der Geschlechter aus, fußt aber auf der Einsicht, dass man nicht als Frau oder als Mann geboren, sondern von der Gesellschaft dazu gemacht werde. Nicht allein die Natur entscheide, wie sich Frauen und Männer verhielten, sondern ebenso die von Menschen geschaffene Kultur. Ziel des radikalfeministischen Kampfes ist die Abschaffung der soziokulturellen Männerherrschaft, der so genannten patriarchalen Matrix, der die ungleichen Geschlechterverhältnisse mit der Unterdrückung von Frauen durch Männer entspringen. In der feministischen Geschichtsschreibung wird diese Programmatik der Zweiten Welle der Frauen-

bewegung zugeschrieben, als deren Symbolfigur lange Zeit Alice Schwarzer infolge ihres bahnbrechenden Buches *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen* (1975) sowie der 1977 von ihr gegründeten Frauenzeitschrift *Emma* galt. Im Umkreis dieser Strömung wurde eine gravierende Repräsentationslücke in der deutschen Sprache kritisiert, die entstehe, weil das generische Maskulinum Frauen systematisch unsichtbar mache (Lakoff 1975; Trömel-Plötz 1979; Pusch 1984). Seither soll die sprachliche Sichtbarkeit von Frauen durch den Gebrauch verschiedener Formen der Feminisierung erzeugt werden, etwa durch die Doppel- oder Beidnennung (*Frauen und Männer*), das Binnen-I (*LeiterInnen*) oder weibliche Endungen (*Chefin*).

Seit Mitte der 1990er Jahre und dem Import des intersektionalen Feminismus aus den USA wird von der Dritten Welle des westlichen Feminismus gesprochen. Bahnbrechend war hier zunächst das Buch *Das Unbehagen der Geschlechter* von Judith Butler (1991), das dem radikalen Feminismus sowohl ungerechtfertigte Totalisierungen vorwarf, da er alle Frauen unterschiedslos in einen Topf werfe, als auch konzeptionelle Inkonsequenz, weil er das soziokulturelle Geschlecht (*gender*) auch weiterhin an das biologische Geschlecht (*sex*) binde. Zugespitzt besagt diese Denkweise, dass die Bildung des geschlechtlichen Selbst- und Fremdbildes (*gender*) rein gar nichts mit Natur zu tun habe, sondern dass die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Körpern einzig und allein durch ungleiche Machtverhältnisse im gesellschaftlichen Gespräch bestimmt würden. Nicht die Natur schaffe das Geschlecht, sondern das Denken und Handeln der Menschen schaffe bzw. „konstruiere“ das Geschlecht. „Geschlecht“ sei nichts „Seiendes“, sondern etwas diskursiv und performativ fluid „Hergestelltes“. Daher müsse es das Ziel des heutigen Feminismus sein, alle Formen der mehrfachen Unterdrückung von Menschen auf Grund ihres Geschlechtes, ihrer Hautfarbe, ihrer Herkunft oder ihres Lebensstiles zu bekämpfen. Ein Ergebnis dieser Kämpfe ist inzwischen weithin bekannt, nämlich die amtliche Ersetzung des geschlechtlichen Binaritätskonzeptes durch das Diversitätskonzept, zumindest in Deutschland und in Österreich in Form der juristischen Anerkennung eines dritten Geschlechtes. In sprachreformerischer Hinsicht zielt der neue Feminismus auf den Gebrauch neutralisierender Formen wie die Partizipbildung (*Studierende*) oder den Gebrauch von Sonderzeichen wie den Genderstern (*Leser*innen*).

Dass der Streit zwischen radikalem und intersektionalem Feminismus noch nicht beigelegt ist⁴, belegt eindrücklich die folgende Kritik am „weißen Feminismus“ einer migrantischen intersektionalen Feministin (Schick 2023: 14-15):

Weißer Feminismus betrachtet Diskriminierung nur auf Grundlage des Geschlechts. Für den weißen Feminismus sind Rassismus, Antisemitismus, Armut, Behinderung, chronische Krankheiten etc. irrelevant, diese sind keine „Frauthemen“. Frau ist nur weiß, berufstätig, gesund und Mittelstand. [...] Der Begriff „weißer Feminismus“ bezeichnet einen Feminismus, der nur der Gleichberechtigung relativ privilegierter Frauen aus dem Mittelstand (mit weißen Männern aus dem Mittelstand) zum Ziel hat. Dieser Feminismus konzentriert sich auf den Frauenanteil in Leitungsebenen, also in den Chefetagen, was bedeutet, dass gesellschaftliche Hierarchien nicht als Problem wahrgenommen werden, sondern nur als Strukturen, die man bedienen lernen muss. [...] Dort, wo sich weißer Feminismus um die Anliegen von mehrfach marginalisierten Gruppen zu kümmern scheint, tut er dies von oben herab, anstatt Betroffene zu Wort kommen und für sich sprechen zu lassen, was wiederum bevormundend, gewaltvoll und diskriminierend ist.

Diese Kritik wirft dem radikalen Feminismus das Interesse an einer nur mechanischen Emanzipation vor, was bedeutet, dass weiße Machtfrauen zwar weiße Machtmänner ersetzen, die patriarchale Matrix jedoch unangestastet lassen. Die Gegenstrategie lautet: Nicht 50% Frauen auf Chefposten hieven, sondern Chefposten abschaffen!

2.2 Ideen feministischer Sprachreformerinnen

In Bezug auf die deutsche Sprache lautet die Kernfrage der Sprachreformen, ob das generische Maskulinum eine Systemeigenschaft der Sprache ist oder doch eher auf soziokulturellen Gebrauchskonventionen beruht. Jedenfalls besteht die „Janusköpfigkeit maskuliner Personenbezeichnungen“ (Zifonun 2021: 156) darin, dass Bezeichnungen wie *die Person* oder *das Mitglied* geschlechtsunspezifisch, *der Vater* oder *die Nichte* nur geschlechtsspezifisch und *der Arzt* oder *der Schuster* sowohl unspezifisch als auch in Form von *die Ärztin* oder *die Schusterin* spezifisch gebraucht werden, wobei das *-in-*Suffix als diskriminierend empfunden werden kann, weil Maskulina gemeinhin als unmarkiert gelten (vgl. Zifonun 2021: 153-159 sowie Trutkowski & Weiß 2023).

Aus eher queerfeministischer Sicht klärt die schweizerische Medizinerin und Psychiaterin Dagmar Pauli in ihrem erkenntnisreichen Buch *Die anderen Geschlechter* (2023) mutig über den Zusammenhang von Sexus und Genus auf. Mutig sind ihre Darlegungen

⁴ Eine sehr anschauliche Darstellung innerfeministischer Kämpfe bietet der Schlüsselroman *Einzeller* der österreichischen Schriftstellerin Getrud Klemm (2023), die plumpe Provokation von *cancel culture* der Roman *Tasmanien* des italienischen Schriftstellers Paolo Giordano (2023). Kritisiert wird auch, dass der Feminismus sexistisch sei, weil er genitalfixiert argumentiere (z. B. Pollatschek 2022).

deshalb, weil sie auch die biologischen Geschlechtsunterschiede anspricht, was ihr vom akademischen Zeitgeist als „transfeindlich“ ausgelegt werden könnte. Im Anschluss an Vorarbeiten von Anne Fausto-Sterling (1993) hält Pauli jedenfalls fest, dass es auf Grund der äußeren Geschlechtsmerkmale drei Geschlechter gebe, Frau, Mann und Zwitter, und bekräftigt, „dass Zwischengeschlechtlichkeit ebenso normal sei wie die binären Geschlechter“ (Pauli 2023: 33). Weiter erläutert sie (Pauli 2023: 33-34):

Es gibt sowohl körperliche als auch psychische Zwischengeschlechtlichkeit. Die Akzeptanz von und die Toleranz gegenüber Menschen, die sich *psychisch zwischen den Geschlechtern fühlen*, muss unabhängig davon betrachtet werden, dass es auch Menschen gibt, die *körperlich (genetisch, anatomisch, hormonell) zwischen den Geschlechtern stehen*. Selbst wenn es keine körperliche Zwischengeschlechtlichkeit gäbe, müssten wir ja Raum schaffen für Menschen, die sich psychisch nicht den an körperlichen Unterschieden orientierten Geschlechtskategorien zugehörig fühlen. (Herv. i. Orig., ER)

Entsprechende Überlegungen und Forderungen führen zu folgender Zielvision (Pauli 2023: 245):

Es ist in jedem Falle anzunehmen, dass wir uns immer weiter in diese Richtung bewegen werden, wenn auch ein komplettes Verschwinden der Unterschiede an den Polen männlich und weiblich aufgrund der biologischen Unterschiede nicht wahrscheinlich ist. Wenn die Kategorien Mann und Frau in Zukunft weniger scharf abgegrenzt und sozial durchlässig sind, wird es mehr Varianten der geschlechtlichen Vielfalt geben: Frauen mit Penis und Männer mit Klitoris und Vagina könnten zur neuen Normalität gehören so wie studierende Frauen und Hausmänner bereits heute (obwohl einst un-denkbar).

Selbst wenn diese Vision als gesellschaftlicher Fortschritt begrüßt wird, fällt auf, dass Benennungsprobleme bleiben, denn wie soll sprachlich zwischen „Frauen mit Penis“ und Frauen und Männern „mit Klitoris und Vagina“ unterschieden werden, falls diese Unterschiede nicht völlig hinfällig sein sollen. Auch könnten Bezeichnungen wie „Mama“ und „Papa“ getilgt werden, da sie als binär konnotiert werden. Wohl oder übel hängt die Klärung solcher Fragen auch mit der Rolle der biologischen Reproduktion der Gesellschaft zusammen, die trotz Relevanzhochstufung dritter Geschlechter auf die Verschmelzung von Ei- und Samenzelle angewiesen ist. Zwar ermöglicht die moderne Reproduktionsmedizin auch Singlefrauen Schwangerschaften, doch vielerorts verwehrt ein Leihmutterverbot Singlemännern und manchen Nicht-Binären eigenen Nachwuchs.

Die eingestreuten Berichte aus Paulis Beratungspraxis weisen eindrucksvoll nach, dass Betroffenen zuallerst durch psychologischen, medizinischen und juristischen Rat und Beistand geholfen werden kann und geholfen werden sollte. Ihre Praxis zeigt, dass es keine einseitige Kausalbeziehung zwischen Sprache und Gesellschaft gibt, dass also die Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit durch Sprache nicht automatisch auch eine

gesellschaftliche Gleichstellung nach sich zieht. Neben terminologischen Klärungen (Pauli 2023: 84-94) äußert sich Pauli eher am Rande zu Sprachreformen, schlägt aber die Aufweichung der Kategorien „Frau“ und „Mann“ durch „differenzierte Formulierungen“ vor, wie z. B. (Pauli 2023: 244):

Als Männer sozialisierte Menschen verüben weltweit mehr Gewalt an Frauen (seien sie sozial [!] als Frauen sozialisiert worden oder als trans Frauen eben nicht) als umgekehrt.

Leicht erkennbar handelt es sich hier um eine Expandierung des dispräferierten Satzes:

*Männer verüben weltweit mehr Gewalt an Frauen als umgekehrt.

Dass man sich an solchen Umformulierungen ein Beispiel nehmen sollte, wurde bereits früher angemahnt, doch schon damals wurde kritisiert, dass der auf den Punkt gebrachte „Gehalt der [verworfenen, ER] Äußerung“ einer vielleicht „geschlechtergerechten, aber wenig lebendigen und konkreten Darstellung“ geopfert werde (Klann-Delius 2005: 186). Anders ausgedrückt: Gendern betrifft die Form, nicht den Inhalt einer Äußerung, sofern keine Kontextualisierungshinweise vorhanden sind, die eine genderspezifische Interpretation des Äußerungsinhaltes anleiten können. Zudem verdeutlicht das Beispiel, dass Pauli ihr Anliegen in erster Linie an akademisch vorgebildete, professionell sprachensible Personen richtet. Davon zeugt auch, dass sie 56 Begriffe einführt, um sowohl die Geschlechtervielfalt als auch den Bezug zur geschlechtergerechten Sprache sachlich richtig und nachvollziehbar darzustellen. Von den 56 Begriffen haben nur 6 Begriffe eine deutschsprachige Benennung (anderssexuell, Binder, biologisches Geschlecht, Geschlechtsangleichung, zugeordnetes Geschlecht) (Pauli 2023: 250-261), was heißt, dass auch Personen, für die sie spricht, mangels Sach- und Sprachkompetenz von der Lektüre ausgeschlossen bleiben können. Erhellend ist in dieser Hinsicht allerdings ihr Blick in jene Lebenswelten, aus denen sich ihre Klientel rekrutiert (Pauli 2023: 224):

Innerhalb der trans Community tobt teilweise eine heftige Debatte über die Frage, wer inkludiert wird und wer nicht. Auch hier könnte sich ein Generationswechsel anbahnen: Jüngere trans Menschen, die ich in der Sprechstunde sehe, sind in der Regel sehr aufgeschlossen für verschiedene Aspekte und das gesamte Spektrum von Transidentitäten. Einige der älteren haben mehr Mühe damit.

Diese Beobachtung fordert dazu auf, von einer pauschalen Homogenisierung *der* trans Community abzusehen und damit zu rechnen, dass es zwar widersprüchliche, aber doch auch gemeinsame Schnittmengen zwischen den sich emanzipierenden Gruppen und der Mehrheitsgesellschaft gibt. Ein Beispiel hierfür ist etwa die gegenläufige Praxis, dass

heterosexuelle Paare auf eine Eheschließung als altmodisch verzichten, während trans Menschen dies im Rahmen der „Ehe für alle“ anstreben und eine Eheschließung als Akt der Gleichstellung feiern.

Die Ausführungen von Pauli sind ein sehr gutes Beispiel für eine sachliche und aufgeklärte Argumentation, die auf die rechtliche Gleichstellung und sprachliche Sichtbarmachung von nicht-binären Personen zielt, deren „gefühlte“ geschlechtliche Identitäten nicht mit den äußeren körperlichen Merkmalen übereinstimmen. Wie bereits erwähnt, zielen entsprechende Sprachreformen auf die Ersetzung der Feminisierung durch die Neutralisierung zwecks sprachlicher Inklusion oder Repräsentation von trans Personen. Ein Beispiel hierfür ist etwa die Ersetzung von *GermanistInnen*, das die Feminisierung schriftsprachlich mit dem phallischen Binnen-I visualisiert, durch *Germanist*innen*, welches die Neutralisierung schriftsprachlich mit dem klitoralen Genderstern anzeigt (vgl. Oestreich 2009). Kritisch anzumerken wäre hier, dass die binären äußeren Geschlechtsmerkmale, die es unsichtbar zu machen gilt, vermutlich ungewollt in der schriftsprachlichen Symbolisierung wiederkehren. Wie beim generischen Maskulinum bleibt daher auch bei der neutralisierenden Schreibweise mit dem Genderstern die Frage, wer denn alles „mitgemeint“ sein soll. Dass eben auch das Sternchen, das seit den Zeiten der Sappho von Lesbos (ca. 620-570 v.u.Z.) hin und wieder verwendet wird, sprachliche Repräsentationslücken weder schließen kann noch schließen will, zeigt folgende Beobachtung (Schalansky 2018: 132):

Heute findet jenes Sternchen bisweilen Verwendung, um möglichst viele Menschen und ihre geschlechtlichen Identitäten einzuschließen. Aus der Auslassung wird die Einbeziehung, aus der Abwesenheit die Anwesenheit und aus *der Leerstelle eine Bedeutungs-fülle*. (Meine Herv., ER)

Beidnennungen von Frauen und Männern sind spätestens seit der Erfindung des Buchdrucks bekannt, wie z. B. *Leserinnen und Leser*, und bekannt ist auch, dass Hitler seine Reden mit *Volksgenossinnen und Volksgenossen* begann (Meineke 2023: 58, 214, 286f.). Die Entmaskulinisierung und die Entfeminisierung kann durch Partizipbildung wie bei *Studierenden* erreicht werden, ein Verfahren, das jedoch an Grenzen stößt, da das Partizip auf den aktuellen Verlauf eines Ereignisses verweist, wie folgende Beispiele verdeutlichen:

* siegreiche Laufende	vs.	siegreiche Läufer
* Absolvierende	vs.	Absolventen
* Sterbende	vs.	Tote
* Nicht-Binarisierende	vs.	Nicht-Binäre

Die sprachliche Sichtbarmachung von Non-Binarität mithilfe des Gendersterns stößt ebenfalls an Grenzen, da maskuline Wortendungen getilgt werden können und damit der Zweck der gleichstellenden Neutralisierung verfehlt wird, z. B. *Köch*innen*, *Ärzt*innen*, *Anwält*innen*. Diesem Umstand wird durch Reformulierung eingebürgerter Personenbezeichnungen nach folgendem Modell begegnet: Der Binarität indizierende Satz **Philosophen gehen zu Ärzten* soll durch die Ersetzung von *Philosoph* durch *gelehrte Person* und von *Arzt* durch *Person im ärztlichen Dienst* zum Non-Binarität anzeigenden Satz *Gelehrte Personen gehen zu Personen im ärztlichen Dienst* umgeformt werden (Kipke 2023). Wie im obigen Pauli-Beispiel wird auch in diesem Beispiel ein konzis ausgedrückter Sachverhalt durch eine geschlechtergerechte Umformulierung sprachlich aufwändiger und weniger durchschaubar ersetzt. Dass der Genderstern zudem nicht mechanisch angewendet werden kann, zeigen Ausdrücke wie *Tormänn*innen*, *Jäger*innenzaun* oder *Bösewicht*innen*, die als dadaistische Satire wahrgenommen werden können.

Ergebnis der stichprobenartigen Durchsicht der relevanten Forschungsliteratur ist, dass die Frage, ob es überhaupt eine geschlechtergerechte Sprache geben kann und geben muss, nach wie vor offen ist. Manche behaupten, dass generische Maskulinum operiere geschlechterübergreifend und referiere weder auf das biologische noch auf das soziale Geschlecht (z. B. Eisenberg 2028), andere stellen präzisierend fest, dass jedenfalls keine „Maskulina evozieren nur Männer“-Regel“ (Kotthoff & Nübling 2018: 116; Kotthoff 2020: 110-111) gefunden werden kann. Wieder andere meinen, dass man solche Fragen nicht systemlinguistisch, sondern nur pragmatisch durch empirische Erhebungen beantworten könne, die jedoch methodenabhängige Resultate erzielten (z. B. Müller-Spitzer & Lobin 2022). Auch wird bemängelt, dass Umfragen und Experimente als sich selbst erfüllende Prophezeiungen so angelegt sein können, dass sie die erwünschten Ergebnisse erbringen (z. B. Söderlund & Madison 2017). Diesbezüglich wird sogar beobachtet, dass es sich angesichts anders lautender Umfrageergebnisse bei der Aussage zweier Linguistinnen, „Gendern“ habe sich „großflächig durchgesetzt“, um eine „offensichtlich falsche“ Behauptung handle (Marten 2024: 91-92). Ein aktueller Beitrag, der das Für und Wider in der Gender-Debatte kritisch abwägt, zieht folgendes kompaktes Fazit (Kipke 2023):

„Gendergerechte Sprache“ macht nicht alle sichtbar, sondern Männer in weiten Teilen unsichtbar; sie ist nicht egalitär, sondern hierarchisch; sie schafft keine Gleichheit, sondern Separierung; sie bahnt nicht der Gerechtigkeit den Weg, sondern einer Dominanz

des Geschlechtlichen; sie stellt keinen Ersatz für die Standardsprache dar, sondern verzerrt und verengt. Deshalb sollten wir auf diesen Sprachgebrauch im Großen und Ganzen in der Tat verzichten.

Wer sich als Auslandsgermanistin oder Auslandsgermanist aus der Ferne mit der Gender-Debatte im deutschen Sprachraum auseinandersetzt, muss feststellen, dass auch sprachwissenschaftliche Expertisen die Frage, ob eine geschlechtergerechte Sprache die soziale Gleichstellung der Geschlechter befördert, nicht endgültig beantworten.⁵ Dennoch scheint durch, dass das Ziel der Emanzipation marginalisierter Gruppen von der Gesellschaft mehrheitlich unterstützt wird, und dass Dissens nur über die Mittel der Zielerreichung besteht. Weiter fällt auf, dass Sprachfragen selten als Machtfragen reflektiert und empirisch untersucht werden, obwohl ungleiche Machtverhältnisse meist den hintergründigen Interpretationsrahmen bilden. Nicht nur der frequente Bezug auf Orwells „Neusprech“, sondern auch ein Blick auf die Sprachpolitik vergangener und gegenwärtiger totalitärer Regime (vgl. z. B. Oksanen 2024) zeigt, dass Menschen unter Strafantrohung zum Gebrauch jeder Art von Sprache gezwungen werden können, mit negativen Folgen wie Unsicherheit, Angst, Scheinheiligkeit und Denunziantentum (z. B. Wildhagen 2023).

Vor dem Hintergrund dieser genderlinguistischen Diskussion werfe ich im nächsten Abschnitt einen Blick in jene Forschungsliteratur, die empirisch zu klären versucht, welche Auswirkungen feministische Sprachreformen in der Gesellschaft haben.

2. Die sozialwissenschaftliche Diskussion (Sprache in der Gesellschaft)

In diesem Abschnitt gehe ich am Beispiel von zwei umfangreichen Studien, die auch außerhalb der Wissenschaft großes Echo gefunden haben, der Frage nach, welche gesellschaftlichen Auswirkungen die Gender-Debatte hat bzw. haben kann. Besonderes Augenmerk gilt dabei der Frage, ob die Gender-Debatte, wie oft behauptet, zur Spaltung der Gesellschaft beiträgt.

Die erste, über 400 Seiten starke Studie ist mit *Gekränkte Freiheit* betitelt und stammt von Carolin Amlinger und Oliver Nachtwey (2022). Der Kern der Untersuchung dreht sich um die Frage, welcher Typus Mensch rechtsextremen Parteien wie der *Alternative*

⁵ Weitere spannende Beiträge zur Behandlung „geschlechtergerechter Sprache“ im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache versammelt der Band von Freese & Völkel (2022).

für Deutschland (AfD) nahesteht. Zentraler Befund ist, dass sich als Folge des beschleunigten sozialen Wandels (Klima-, Migranten-, Ukraine-, Geschlechterkrise usw.) ein „neuer Sozialtypus“ herausbildet, der als „libertärer Autoritärer“ bezeichnet wird. Solche Personen nehmen das demokratische Freiheitsversprechen extrem wörtlich und lehnen jede Einmischung des Staates in das Privatleben kategorisch ab (z. B. Rauch- und Alkoholverbot, Tempolimit, Impfpflicht). Im Unterschied zum „autoritären Charakter“, wie ihn die frühe Frankfurter Schule beschrieb, lehnen libertäre Autoritäre einen starken Staat, Führerkult und Unterwürfigkeit (alter Autoritarismus) ab und verteidigen vehement die individuelle Freiheit gegen die Zumutungen von Staat und Gesellschaft (neuer oder libertärer Autoritarismus). Kurz: Eigeninteressen werden gegen Gemeinschaftsinteressen verteidigt. Dieser zentrale Befund beruht auf der Auswertung einer nicht-repräsentativen Online-Umfrage unter 1150 so genannten „Querdenker:innen“ und Tiefeninterviews mit 45 „Querdenker:innen“ (Amlinger & Nachtwey 2022: 23, 257, 269).

Bezüglich der Gender-Debatte stoßen die Autoren im Datematerial auf einen Konflikt zwischen „Fortschritt und Freiheit“ (Amlinger & Nachtwey 2022: 160):

Der gegenwärtige Konflikt um gendergerechte Sprache kann in diesem Sinne als ein Konflikt zwischen Freiheit und Fortschritt interpretiert werden. Gendersensible Konventionen zielen auf Inklusivität, sie werden aber von vormaligen Etablierten als Einschränkung ihrer Freiheit wahrgenommen. Teilweise ist die Praxis der gleichberechtigten Sprache tatsächlich exkludierend; diejenigen, die die neuen Normen noch nicht verinnerlicht haben, werden gerügt und moralisch abgewertet. Als Reaktion darauf dominiert neben einer sachlichen Kritik eine ressentimentgeladene Abwehr gegen das Gendern, die Politikerin Sahra Wagenknecht wettet etwa gegen Ansprüche „immer kleinere[r] und immer skurrillere[r] Minderheiten“. [Verweis auf Wagenknecht 2021: 102]

Amlinger & Nachtwey verorten sich selbst freimütig als Beobachter und Fürsprecher eines „breiten“ „progressiven Normwandel[s]“, der darin bestehe, dass

„[z]ahlreiche Formen der Diskriminierung nicht länger als legitim [gelten] (auch wenn der Kampf um neue Normen bisweilen moralisch überschießen kann). Der soziale und politische Raum wird insgesamt offener und egalitärer. Exklusionen aufgrund zugeschriebener Merkmale wie Geschlecht oder Ethnie werden heute weniger toleriert als noch vor zwanzig Jahren. [...] Das Normgefüge wird insgesamt progressiver, doch gleichzeitig werden die wütenden Zwischenrufe lauter. (Amlinger & Nachtwey 2022: 98)

In der erregten Debatte um die Gendersprache konstatieren Amlinger und Nachtwey moralische Überschüsse auf beiden Seiten (Amlinger & Nachtwey 2023: 220-221):

Der Aktivismus der aufstrebenden Minderheiten ist allerdings seinerseits nicht ganz frei von regressiven Elementen. In heterogenen Milieus bilden sich „kämpferische Gruppen-

identitäten“ aus, welche die Macht über die Definition einer Situation an Emotionen wie insbesondere Verletzungen binden.⁶ [...] Nun werden all jene ausgeschlossen, die zuvor eine kulturelle Deutungshoheit innehatten, die andere ausschloss. Gerade bei etablierten männlichen Intellektuellen, den „alten weißen Männern“, die sich in der Vergangenheit als Fürsprecher emanzipatorischer Minderheiten verstanden, führen Ausladungen und vermeintliche „Sprechverbote“ zu Kränkungen. Dass nun die marginalisierten Gruppen selbst das Wort ergreifen – und dann auch noch gegen sie – kann einen grollenden Aktivismus freisetzen, der sie nicht selten die politischen Fronten wechseln lässt. Die von Teilen der aufstrebenden kulturellen Milieus pauschal vorgenommene Gleichsetzung einer individuellen „Person“ mit einer politischen „Position“ kreierte den Gegner erst, den sie doch bekämpfen wollen [...].

Bezüglich der Frage nach der Tauglichkeit einer geschlechtergerechten Sprache als Mittel der Anerkennung und Emanzipation marginalisierter Gruppen beleuchtet das Zitat einen zentralen alltäglichen Wirkmechanismus der Sprachreform. Nicht nur die berühmten „alten weißen Männer“ können sich durch die moralisierende Debatte herausgefordert fühlen, sondern auch „normale“ Leute, deren ehrenamtliche Tätigkeit bspw. plötzlich diskreditiert wird, weil sie nicht gendern oder keine Regenbogenfahne in ihrem Garten aufziehen. Der Vorwurf, wenn du nicht genderst, bist du rechts oder AfD, kann tatsächlich dazu führen, dass Leute sich wegen Bevormundung gedrängt fühlen, wenigstens aus Protest rechte Parteien zu wählen, denn Zwang schürt Widerwillen. Aus dem Blick darf auch nicht geraten, dass Personen wie die AfD-Vorsitzende Alice Weidel, die aus der Sicht von Amlinger & Nachtwey den „aufstrebenden Minderheiten“ zuzurechnen wäre, keine minderheitenfreundliche Politik betreibt. Hier wiederholt sich Geschichte, da die Kinder von Revolutionen sich bekanntlich gegen die Revolutionäre stellen können, weshalb emanzipierte Frauen auch frauenfeindlich und emanzipierte Nicht-Binäre auch homophob agieren können. Ein Ertrag der spannenden Lektüre ist jedenfalls, dass die Debatte über die geschlechtergerechte Sprache gesellschaftliches Spaltungspotential besitzt. Allerdings überrascht hin und wieder, dass die Autoren sich zutrauen, darüber entscheiden zu können, was „Fortschritt“ ist und wer in den erregten Debatten die moralisch „Guten“ und „Bösen“ sind. So erinnert z. B. die Rede davon, dass manche dem Fortschritt hinterherhinken und „die neuen Normen noch nicht verinnerlicht haben“ (Amlinger & Nachtwey 2023: 160), entfernt an die giftigen Debatten in den Siebzigern, als linke „Theoretiker*innen“ felsenfest davon überzeugt waren, dass sie „das ‚falsche Bewusstsein‘ durchschaut hätten, das die verblendeten Massen von der wahren Erkenntnis der Realität abhalte“ (Balzer 2024: 56).

⁶ Quellenhinweis: Koschorke, Albrecht (2021) *Identität, Vulnerabilität und Ressentiment. Positionskämpfe in den Mittelschichten*. FGZ Working Paper 1 (Dezember), Leipzig, S. 5.

Deutlich neutraler fällt die Untersuchung von Mau et al. (2023, 2024) aus, die herauszufinden versuchen, welche Themen mit Spaltungspotenzial in Deutschland die hitzigen Debatten „triggern“ bzw. auslösen. Die Untersuchung stützt sich auf vielfältige empirische Daten aus einer repräsentativen Umfrage unter 2.530 Personen ab 16 Jahren sowie aus 6 Gruppendiskussionen, nationalen und internationalen Statistiken sowie Surveybefunden (Mau et al. 2023: 33-36). Die Frage nach der Spaltung der Gesellschaft wird sinnbildlich in die Frage umformuliert, ob „wir in einer Kamelgesellschaft“ mit 2 Höckern oder in einer Dromedargesellschaft mit nur einem Höcker leben (Mau et al. 2023: 8). Allgemeines Ergebnis der Studie ist, dass die Dromedargesellschaft mit breitem Konsens und kleinen, aber doch wahrnehmbaren Konflikten am politischen Rand vorherrscht.

Laut der Studie treten Ungleichheitswahrnehmung und Ungleichheitskonflikte in den folgenden vier gesellschaftlichen „Arenen“ auf:

- a) Oben vs. Unten (*Arm-Reich-Schere, (un-)verdiente Ansprüche*)
- b) Innen vs. Außen (*Steuerung der Einwanderung*)
- c) Wir vs. Sie (*Gleichstellung, Ablehnung von Diskriminierung*)
- d) Heute vs. Morgen (*Klimawandel, nachhaltigeres Leben*)

Bezüglich der Wir-Sie-Arena wird an vielen Beispielen aus den Tiefeninterviews anschaulich dargelegt, welche Herausforderungen die sprachliche Gleichstellung von Minderheiten an nicht akademisch vorgebildete Personen stellen kann (Mau et al. 2023: 188):

Die Leute [Transpersonen, ER], die können ihr Leben leben, ich hab nichts dagegen. Aber warum sollen die noch bevorzugt werden? Ich hatte mich mal beworben als U-Bahn-Fahrer. Ich hab vorher auch mal Elektroloks gefahren, das ist ja nun sehr verwandt. Habe mich da beworben. Und dann sagte man mir, „Haben Sie das nicht gelesen? U-Bahn-Fahrerinnen“. Na, sag ich, „steht doch jetzt immer -innen hinter“. „Nein, das ist extra ausgeschrieben worden, vom Senat für Frauen, Kinder Jugend und so weiter. Da können Sie sich ‘n Röckchen anziehen, Sie kriegen den Job nicht.“ [Rüdiger: Da hätte ich geklagt.] Und hätte ich gesagt: „Ich habe den Job nicht gekriegt, weil ich schwul bin“, dann hätten die mir den Job sofort gegeben. Sonst gäb’s da Klagen über Klagen.

Dieses Beispiel verdeutlicht den Zusammenhang von Ungleichheitswahrnehmung und Ungleichheitskonflikten. Einerseits zeigt sich, dass der Stellenbewerber die Feinheiten der Gender-Sprache nicht beherrscht und daher die Folgen einer Quotenregelung zu spüren bekommt. Er offenbart allerdings auch sein Wissen darüber, wie er die Gender-Diskussion so instrumentalisieren könnte, dass er den Job durch Erwähnung des von ihm unterstellten ‚Schwulenbonus‘ doch noch ergatterte. Ein anderes Beispiel zeigt

wiederum, wie durch die Debatten neue Empfindsamkeiten ausgelöst werden können (Mau et al. 2023: 192):

Ich bin selber ein offener Mensch und habe immer gedacht, ich erziehe auch meine Kinder offen. Und als mein Sohn das erste Mal einen Schwarzen gesehen hat – bzw. ich darf nicht „schwarz“ sagen. Farbig. Auf jeden Fall sagt er zu ihm – er war drei – „Hast du dich nicht gewaschen?“ Und das war mir so unangenehm, *so*, so unangenehm.

Auch in diesem Beispiel wird insofern sprachreformerische Unsicherheit ausgedrückt, als die Mutter nicht weiß, welchen korrekten Ausdruck sie in der Interviewöffentlichkeit zu benutzen hat. Verwundern kann das nicht, da das „black“ in „Black Lives Matter“ mit „schwarz“, „colour“ in „People of Colour (PoC)“ mit „farbig“ zu übersetzen wäre (vgl. z. B. Stefanowitsch, 201-202). Fraglich ist, warum der Mutter das Verhalten ihres Kindes peinlich ist bzw. ob sie einem 3-jährigen Kind rassistisches Verhalten vorwerfen kann. Dieses Beispiel zeigt jedenfalls klar und deutlich, dass auch der Gebrauch von nicht-rassistischer Sprache an etliche Voraussetzungen gebunden ist, die nicht immer leicht zu durchschauen sind. Man frage nur Mitglieder der „schwarzen“ Community und wird feststellen, dass es auch hier unterschiedliche Präferenzen gibt.

Ein sprachbezogenes Ergebnis der Wir-Ihr-Datenanalyse lautet (Mau et al. 2023: 194-195):

Mit der Akademisierung der identitätspolitischen Diskurse entsteht ein Dilemma der *exklusiven Inklusivität*. Das Ziel der sprachlichen Einbeziehung weiterer Gruppen gerät in Konflikt mit der sozialen Einbeziehung. So ergibt sich das Problem, dass Sprache zwar semantisch einschließen, aber zugleich sozial ausschließen kann. Dies wäre der Fall, wenn auf der einen Seite legitimen Forderungen nach Sichtbarkeit auch in der Sprache Rechnung getragen wird, die veränderten Praktiken aber vor allem durch bildungsmäßig besser gestellte Gruppen eingebracht werden und von anderen als ausschließende und Distinktion erzeugende Sprech- und Schreibweisen – letztlich als Soziolekt – interpretiert werden. In diesem Fall wäre man soziologisch gesehen in einem doppelten Spiel sowohl der sprachlichen Inklusion wie auch der sozialen Hierarchisierung.

Alles in allem kommen die Autoren zu dem Ergebnis, dass „Toleranzbereitschaft“ und „Fragen um Gleichstellung und Nicht-Diskriminierung“ in der Bevölkerung weithin geteilt werden und kein Konfliktpotenzial darstellen (Mau et al. 2023: 196). Dennoch stellt sich heraus, dass egal,

ob man nach Bildung, Migrationshintergrund, Ost/West oder Stadt/Land unterscheidet, in keiner Gruppe findet sich eine Mehrheit, die die gendergerechte Sprache als wichtigen Beitrag für die Gleichstellung betrachtet. (Mau et al. 2023: 196)

Während die Gesellschaft also zu Gleichstellung und Antidiskriminierung tendiert, ist festzustellen, dass „sowohl beim Gendern als auch bei der Tabuisierung rassistischer

Begriffe und der Umbenennung von Straßen [...] eine in erster Linie auf Sprache setzende Antidiskriminierungspolitik auf starke Vorbehalte trifft“ (Mau et al. 2023: 203), was unterschiedslos für alle Bevölkerungsgruppen gilt.

Andere aktuelle Studien erhärten diese Befunde, vor allem was den Genderstern in der geschriebenen und den Glottisschlag in der gesprochenen Sprache betrifft. Laut der *Shell Jugendstudie 2024* lehnen zwei Drittel der befragten Jugendlichen im Alter von 12 bis 25 Jahren die Gendersprache ab (Shell 2024: 22):

Insgesamt sind deutlich mehr Jugendliche gegen das Gendern in der deutschen Sprache als dafür: 42% der Jugendlichen lehnen Gendern (völlig oder eher) ab, 22% sind (völlig oder eher) dafür und 35% ist das Thema egal. Bei der Ablehnung dürften Überlegungen zur Ästhetik und Verständlichkeit der Sprache eine Rolle spielen, aber auch Sorgen vor einer Bürokratisierung der Schriftsprache oder das Gefühl von (potenzieller) Bevormundung.

33% der jungen Frauen sprechen sich für das Gendern aus, aber nur 12% der Jungen. Bemerkenswert sind die Unterschiede nach sexueller Orientierung: Lediglich 10% der Männer, die sich selbst als ausschließlich heterosexuell beschreiben, finden Gendern gut, hingegen 45% der Männer mit anderer sexueller Orientierung. Bei den Frauen zeigen sich ähnliche Unterschiede. Hier sind es 28% der Frauen, die sich als ausschließlich heterosexuell bezeichnen, und sogar 55% derjenigen mit anderer sexueller Orientierung, die eher oder völlig für das Gendern sind.

Insgesamt ergibt sich das Bild, dass die Gendersprache nicht nur unter binären, sondern ebenso unter nicht-binären deutschen Jugendlichen umstritten ist (Schaaf & Bothe 2024).

Auch eine Umfrage unter akademischen Mitarbeitern an deutschen Hochschulen zum Thema akademische Redefreiheit und Gendersprache zeigt, dass Gendern in Lehre und Forschung Herausforderungen erzeugt. Demnach wünscht eine Mehrheit, dass die Sprachenfrage zwar verbindlich geregelt, bei der Bewertung studentischer Arbeiten jedoch weder der Gebrauch von Gendersprache noch der Gebrauch des generischen Maskulinums durch Punktabzug geahndet werden sollte. Nur eine kleine Minderheit spricht sich für Sanktionen aus (ZEIT 2024: 31-32). Das vorsichtige Fazit der Umfrage lautet (ZEIT 2024: 32):

Beim Thema gendersensible Sprache bzw. dem so genannten ‚Gendern‘ gibt es unterschiedliche Haltungen und Entschiedenheiten in der Sache. Diese stehen unter Umständen in einer gewissen Spannung zu kommunikativen Gepflogenheiten an Hochschulen. Daraus ergeben sich bisweilen Konflikte, die auch weit über die Hochschulen hinaus die Gemüter erregen.

Schließlich teilt der 2004 gegründete Rat für deutsche Rechtschreibung, dem 40 Mitglieder aus den DACHL-Ländern, Südtirol und den Deutschsprachigen Gemeinden

Belgiens angehören, in seinem neuesten Regelwerk mit, dass Wortbinnenzeichen wie Doppelpunkt (:) oder Asterisk (*) „nicht zum Kernbestand der deutschen Orthographie gehören“ (RfdR 2024). Ausgeführt wird weiter (RdfR 2024):

Bei den Sonderzeichen mit Geschlechterbezug soll [...] eine metasprachliche Bedeutung transportiert werden. Ihre Setzung kann in verschiedenen Fällen zu grammatischen Folgeproblemen führen, die noch nicht geklärt sind, wie z. B. in syntaktischen Zusammenhängen der Mehrfachnennung von Artikeln und Pronomen (*der*die Präsident*in*).

Und Hennig Lobin, der dem Rat für deutsche Rechtschreibung angehört, stellt fest, dass mit dem Genderstern „eine völlig neue, sprachfremde Symbolik in die Sprache eingebracht wird“, und beobachtet, dass die „Verwendung einer gegenderten Form die Anerkennung für die Relevanz dieses Themas [Geschlechtergerechtigkeit, ER] zum Ausdruck [bringt], das Fehlen nicht zwangsläufig das Gegenteil“ (Lobin 2021: 142-143).

Laut der bislang besprochenen Forschungsliteratur besteht breiter Konsens, dass diskriminierte sexuelle Gruppen ebenbürtig in die Gesellschaft integriert werden sollen. In Wissenschaft und Gesellschaft gibt es allerdings unterschiedliche Ansichten dazu, ob eine so genannte geschlechtergerechte Sprache ein wirksames Mittel zur Erreichung der Antidiskriminierungsziele ist. AktivistInnen bejahen diese Frage und streben eine völlige Reinigung der deutschen Sprache der von ihnen wahrgenommenen Sexismen und Rassismen an. Doch die Mehrheit der Befragten bezweifelt die Tauglichkeit dieser Maßnahmen. Linguisten zeigen die sprachsystemischen Grenzen dieses Vorhabens auf, und Soziologen weisen auf die Gefahr der sozialen Exklusion durch die neue, Hierarchie bildende inklusive Sprache hin. Ferner kommt zum Vorschein, dass das Thema, das die Gemüter erregt, sogar die Objektivität der Wissenschaft bedroht, wenn Forschung von politischem Aktivismus affiziert und bspw. als „Elitenhass“ instrumentalisiert wird (Waiton 2024). Insbesondere wird vor einer Moralisierung der Sprachenfrage und einer pauschalen Einteilung in gute und böse Leute gewarnt. Schließlich zeigt sich, dass die Sprachenfrage, die dieser Beitrag fokussiert, mit vielen anderen Alltags- und Wissenschaftsfragen verwoben ist, die hier nicht eingehend erörtert werden können. Dennoch soll kurz danach gefragt werden, weshalb die Sprachenfrage die Gemüter dermaßen erhitzt, dass sie in nahezu allen erwähnten Forschungsbeiträgen angesprochen wird.

4. Identitätspolitik: soziale Exklusion durch sprachliche Inklusion

Schaut man sich in der relevanten Forschungsliteratur um, so bemerkt man schnell, dass das Problem der sozialen Exklusion durch sprachliche Inklusion, wie es von Amlinger & Nachtwey (2022: 220-221) und Mau et al. (2023: 194-195) konstatiert wurde, mit identitätspolitischen Symbolisierungen zusammenhängt. Unter Identitätspolitik versteht man allgemein jene kämpferischen Aktivitäten, die marginalisierte Gruppen zwecks gesellschaftlicher Anerkennung und Repräsentanz sowie Teilhabe in Alltag und Politik auch symbolisch inszenieren. Das *Lila* der Frauenbewegung und die bunten Umzüge zum *Christopher Street Day* (CSD) sind hierfür altbekannte Beispiele. Die Ziele solcher Bewegungen wurden und werden auch von der nicht-akademischen Mehrheit gestützt, können aber zu Konflikten führen, wenn Personen sich bevormundet fühlen (Mau et al. 2023: 392):

Eine subalterne Position in der Statushierarchie kann hier dazu führen, dass man die vor allem von Bildungseliten vorangetriebenen kulturellen Veränderungen als übergriffig und den eigenen Lebenserfahrungen fremd empfindet. Kontroversen um Regenbogenfahnen oder Gendersprache können sich leicht zu symbolischen Klassenkämpfen verstärken, in denen Menschen etwas zurückweisen, das gefühlt „von oben“ kommt – auch weil Forderungen mit einem Bildungshabitus formuliert werden, der als gekünstelt und erzwungen wahrgenommen wird. „Jetzt mal ehrlich“ ist hier eine gängige Formel der Zurückweisung; der „gesunde Menschenverstand“ wird gegen die „politische Korrektheit“ als offiziös wahrgenommener Sprecher in Stellung gebracht.

Die Wahrnehmung der Herstellung von sprachlicher Gleichheit als Bevormundung und Zwang ist eingebettet in den weiteren Kontext der Wahrnehmung von „Woken“, also von Personen, die beanspruchen, in Diskriminierungsfragen besonders aufmerksam und achtsam (engl. woke) zu sein. Im deutschen Sprachraum löst allein schon die Wahrnehmung des Dreigestirns von „Gendersprache – Klimakleber – Lastenfahrrad“ „wahre Triggerfestivals“ aus, wenn Widersprüche zwischen Anspruch und Wirklichkeit als Scheinheiligkeit aufgedeckt und medienwirksam angeprangert werden. Beispiele sind die Klimakleberin⁷, die nicht zum Gerichtstermin erscheint, weil sie auf Fernreise nach Bali ist, oder der Klimakleber, der ebenfalls nicht erscheint, weil er sich auf Kreuzfahrt zum Nordkap befindet. Das hochpreisige Lastenfahrrad wird als Symbol von Bevor-

⁷ Zur Bedeutung der Selbstbezeichnung „Klimakleber“ siehe die Homepage von *Letzte Generation* (2024), zur juristischen Würdigung ihrer Aktivitäten z. B. Pfahl-Traugher (2024). Den Symbolwert von Lastenfahrrädern in der Selbst- und Fremdwahrnehmung behandelt Laura Trost (2023: 68-71). Weitere Beispiele präsentiert Wagenknecht (2021: 27). Gespickt mit Beispielen, die vor allem das neue digitale Reputationsmanagement illustrieren, ist das Buch *Moralspektakel* von Hübl (2024).

mundung wahrgenommen, wenn mit seiner Nutzung eine politisch korrekte ökologische Lebens- und Erziehungsweise augenfällig in Szene gesetzt und moralischer Distinktionsgewinn angestrebt wird. Deutliches Missfallen zieht auch die enorme Empörungsbereitschaft von „Woken“ auf sich, die in den sozialen Medien ohne Kenntnis von Fakten zu Ächtung und Boykott von vermeintlichen Übeltätern aufrufen.⁸ Diese Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit wurde z. B. auf den Begriff der „Lifestyle-Linken“ gebracht, für die „im Mittelpunkt linker Politik nicht mehr soziale und politökonomische Probleme stehen, sondern Fragen des Lebensstils, der Konsumgewohnheiten und moralische Haltungsnoten“ (Wagenknecht 2021: 25). Auch andere Stimmen kritisieren „woke“ Selbstgerechtigkeit und Überheblichkeit. Im Anschluss an McWhorter (2023, 2021) wird beobachtet, dass die Zurschaustellung der eigenen Tugendhaftigkeit auch dazu führt, dass die „Erwählten“ und „Gläubigen“ „wie Inquisitoren hinter den Falschgläubigen her sind und sie – vorwiegend digital – einschüchtern, zum Schweigen bringen, vertreiben und konvertieren“ (Menasse 2023: 122-123; Wildhagen 2023).⁹ Moralisches Reputationsmanagement verrät hier die Praxis, „die Pronomen ‚er/ihn‘, ‚sie/ihr‘ oder neu erfundene Varianten für nicht-binäre Menschen wie ‚dey/denen‘ oder ‚they/them‘“ in die E-Mail-Signatur aufzunehmen (Hübl 2024: 206-207):

Im Gegensatz zur Anrede „Liebe/Lieber“, die dem Gegenüber Achtung und Respekt signalisiert, hat die Angabe von Pronomen keinen unmittelbaren Nutzen in der Kommunikation, denn sie übermittelt dem Gesprächspartner Informationen, die entweder redundant oder irrelevant sind. Das deutet darauf hin, dass sie stattdessen als soziale Botschaft interpretiert werden sollen.¹⁰ Ohnehin fehlen bisher Studien, die belegen, dass Pronomen in E-Mail-Signaturen zu weniger Diskriminierung im Arbeitsumfeld führen. Beide Beobachtungen sprechen dafür, dass es sich bei der Angabe von Pronomen primär um moralische Selbstdarstellung handelt.

⁸ So geschehen im Fall des deutsch-jüdischen Musikers Gil Ofarim, der einem Leipziger Hotelmitarbeiter antisemitisches Verhalten vorwarf. Prompt versammelten sich Demonstrant*innen vor dem Hotel und forderten zum Boykott auf. Später stellte sich vor Gericht heraus, dass es sich bei Ofarims Vorwurf um eine Lüge handelte (siehe z. B. Ramm 2023). Die Instrumentalisierung von Antisemitismus durch Jüd*innen kann Antisemitismus wiederum befeuern (Becker 2024: 285-286).

⁹ Bei dieser Anspielung auf die so genannte *cancel culture* sei an den Radikalenerlass bzw. an den Extremistenbeschluss vom 28. Januar 1972 im früheren Westdeutschland erinnert. Damals ging es darum, Kommunisten und ähnlich Andersdenkende vom Staatsdienst fernzuhalten. Ausschlüsse wurden alltagssprachlich als „Berufsverbote“ bezeichnet. Die „Gesinnungsschnüffelei“ kam von rechts. Von links kam die *cancel culture* der RAF (Rote Armee Fraktion): Bei Bedarf wurden Gegner auch mit Waffengewalt mundtot und handlungsunfähig gemacht.

¹⁰ Quellenverweis: Grice, Herbert Paul (1989) *Studies in the way of words*. Cambridge (MA): Harvard University Press.

[... Für die Mehrheit all jener,] die einfach ihr Standardpronomen in die E-Mail-Signatur schreiben, sind die wenigen zusätzlichen Buchstaben ein Signal, mit dem sie der Welt mitteilen, dass sie zur gebildeten kosmopolitischen Elite gehören, die sich für Minderheiten einsetzt – oder es zumindest suggeriert.

Als weiteres Problem wird das „Für-andere-sprechen“ (Alcoff 2023) gesehen. Beispiele aus den US-amerikanischen Universitäten sind z. B. die Ersetzung der Bezeichnungen „Latino“ und „Latina“ durch den genderneutralen Ausdruck „Latin-x“, von dem jedoch 75% aller Hispanics noch nichts gehört haben, oder dass Indianer lieber als „American Indians“ denn als „Native Americans“ bezeichnet werden möchten (Hübl 2024: 200). Das Problem besteht hier jeweils darin, dass nicht die betreffenden Minderheiten nach ihrer Problemwahrnehmung und nach Lösungsalternativen gefragt werden, sondern das selbsternannte Helfer über ihre Köpfe hinweg entscheiden, was sprachlich richtig ist. Gelangen AktivistInnen in Machtpositionen, dann besteht eine große Verlockung, in quasireligiösem Eifer hohen Konformitätsdruck auszuüben und Menschen zu einem uniformen Sprachgebrauch zu zwingen. Ironischerweise stellten dann die moralische Binarität und die manichäische Einteilung in Gut und Böse den Kampf für die geschlechtliche Nicht-Binarität völlig auf den Kopf.

Inzwischen sehen sich AutorInnen gezwungen, die ihrer Ansicht nach irrigen Grundannahmen heutiger identitätspolitischer Entwürfe zu korrigieren. So spürt Mounk die oftmals unbekanntem transatlantischen Ursprünge identitätspolitischen Denkens und Handelns auf und argumentiert aufgrund zahlreicher Beispiele aus den USA, dass ihnen eine „Unfähigkeit“ innewohne, „eine Gesellschaft zu inspirieren, in der wir friedlich zusammenleben, uns wirklich ebenbürtig fühlen und einander als wahre Mitbürger erkennen“ (Mounk 2024: 10; s. auch Sciuto 2022). Mounks Analysen zeigen, dass auch Identitätspolitik nicht frei von spalterischen Zügen ist, da sie unbeugsam bestrebt ist, der Allgemeinheit Gruppeninteressen zu diktieren.

Mounks Anliegen ähnelt dem Bestreben, das Erbe jener französischen Denker wie Lyotard, Barthes oder Derrida, die Identitätspolitiken maßgeblich inspiriert haben, vor ihren späteren Nutznießern in Schutz zu nehmen. Für diese Intellektuellen, die heute unter den Dachbegriff *French theory* versammelt werden, gilt, dass sie alle im Auftrage des französischen Staates in Nordafrika in privilegierter Position tätig waren, weshalb der „Kolonialismus für sie alle eine unbestreitbare biographische Realität [war].“ „Wie keine andere Strömung des 20. Jahrhunderts bildete gerade die französische Theorie einen Denkstil aus, der gegen die Identität und für die Differenz, gegen das Zentrum

und für die Peripherie, gegen das Hegemoniale und fürs Minoritäre eintrat“ (Erdur 2024: 9-10). Am Beispiel von Derrida, der gegenwärtig mit den anderen Theoretikern der französischen Theorie auf der akademischen Anklagebank sitze, ließe

sich das Phantasma rund um das Stichwort „Identität“ nämlich auch ganz anders betrachten und auf unsere Zeit übertragen. Angesichts der vielen unterschiedlichen Motive und Interessen, die beim Diskurs über die Identität durcheinandergehen, lässt sich mit Derrida der Schluss ziehen, dass man es sich eben nicht zu einfach mit dieser Kategorie machen sollte: Es gibt keine natürlichen und gegeneinander unbeweglichen „Identitäten“, seien diese nationale, ethnische, kulturelle, religiöse oder geschlechtliche. Diese auch entlang von Derridas algerischer Biographie gewonnene Einsicht gilt es hochzuhalten und allen zuzurufen, die sich entweder auf solche Identitäten berufen oder meinen, mit den Identitäten anderer ein Problem zu haben. (Erdur 2024: 265)

Zentrales Ergebnis von Erdurs Untersuchung ist, dass die französischen Denker nicht über einen Kamm geschert werden dürfen, da sie alle ihre je eigenen widersprüchlichen Identitätskonflikte im kolonialen Kontext in je eigene Theorien verwandelten, aus denen ganz unterschiedliche und daher widersprüchliche praktische Schlüsse gezogen werden können.

Auf ganz eigene Weise verwoben mit dem Anliegen Onur Erdurs ist wiederum Jens Balzers (2024) Aufruf, die Identitätspolitik und die Werte der Humanität nach dem 7. Oktober 2023 und ihrer moralischen Vergewaltigung durch die vielfach preisgekrönte Philosophin von „Konstruktion“ und „Dekonstruktion“, Judith Butler, vor dem Sturz in die Bedeutungslosigkeit zu retten (Balzer 2024: 76-77):

[...] spätestens seit einem Auftritt in Paris, bei dem Butler nicht nur die Hamas zu einer Organisation des „bewaffneten Widerstands“ relativierte, sondern auch die hinreichend bewiesenen Fakten des Massakers am 7. Oktober und insbesondere die sexualisierte Gewalt der palästinensischen Terrorist*innen an ihren Opfern als angeblich unbewiesen anzweifelte, hat diese Person zweifellos jegliche moralische Integrität eingebüßt, [...] in gewisser Hinsicht ist Butler damit zur Symbolfigur des moralischen Bankrotts der postkolonialen, queerfeministischen und „woken“ Linken nach dem 7. Oktober geworden.

Angesichts queerfeministisch hochfliegender Theorien mag das offerierte Rezept der Selbstheilung ziemlich altbacken klingen, denn es besteht aus einer Selbstkritik ohne Aufgabe der nach wie vor gerechtfertigten Ziele (Balzer 2024: 83):

Denn es ist ja immer noch richtig, das N-Wort nicht zu benutzen; es ist immer noch richtig, sein Verhalten, seine Sprache auf rassistische Stereotype zu überprüfen – auch wenn die Priester*innen des antirassistischen und postkolonialen Wahrheitsregimes sich gerade als Heuchler*innen, als Protagonist*innen eines selektiven Humanismus entlarvt haben, als Menschen also, denen es in Wahrheit nicht um die Solidarität mit allen marginalisierten Gruppen geht, sondern vorrangig darum, ihre eigenen Interessen im Kampf

um Anerkennung durchzusetzen – und sei es, indem sie ihren eigenen Opferstatus über den aller anderen stellen.

Mithin besteht der Neuanfang darin, das eigene Denken, Fühlen und Handeln, also die eigene identitätspolitische Praxis, beständig der Kritik zu unterziehen und sich vor dem „eigenen Drall in die Affirmation von binären Schemata“ (Balzer 2024: 90) zu hüten.

Ergebnis der selektiven Lektüre ist, dass die Rolle der Sprache für die Kohäsion der Gesellschaft unstrittig ist, dass forcierte Sprachreformen jedoch äußerst ambivalent, um nicht zu sagen: misstrauisch, aufgenommen werden. Auch in diesem Bereich der Fachliteratur finden sich keine Belege dafür, dass feministische Sprachreformen die gesellschaftliche Stellung von marginalisierten Gruppen nennenswert verbessern. Im Gegenteil stellt sich heraus, dass Gendersprache und genderbezogener Aktivismus von einer Mehrheit als oktroyierend wahrgenommen und deshalb abgelehnt werden. Daher stellt sich die Frage, welcher Sache letztlich gedient wäre, wenn eine Minderheit einer Mehrheit, vielleicht sogar strafbewehrt, Formen von Gendersprache aufzwänge.

Leider kann hier nicht näher besprochen werden, was bei den Lektüren auch immer wieder auffällt, dass nämlich eine bürokratisierte Gendersprache das erotische Gespräch zwischen den Geschlechtern, in dem alle zugleich Subjekt und Objekt sind, verunmöglicht, insbesondere wenn nach schwedischem Vorbild kontraktualistisch, also gerichtsfest verfahren wird (Garcia 2024: 249ff.). Sprachpolitisch interessant wäre auch zu untersuchen, mit welchen Ausdrücken FeministInnen Geschlechtsteile belegen: hochfrequent sind nach wie vor „Vagina“ und „Penis“, obwohl FeministInnen schon länger einwänden, dass das weibliche Geschlecht mehr sei als nur eine Körperöffnung und „Vulva“ aus emanzipatorischen Gründen unbedingt vorzuziehen sei (vgl. z. B. Frische-meier 2023; Metzger 2020; Sanyal 2009). Ins Auge springt auch, dass nahezu ausschließlich Medientexte und Mediengespräche und damit die Standardsprache und keine Dialekte oder Alltagsgespräche untersucht werden. Wie gehen MigrantInnen oder Schreib- und Leseschwache mit der Gendersprache um? Zu prüfen wäre ferner, welche Rolle die Gendersprache im Rahmen des so genannten Gender-Equality-Paradoxes spielt, welches besagt, dass je reicher und gleichberechtigter ein Land ist, desto weniger gleichen sich die Präferenzen von Frauen und Männern¹¹: Warum fühlen Frauen sich

¹¹ Das Gender-Equality-Paradox ist nicht zu verwechseln mit dem „Prinzessin-auf-der-Erbse-Syndrom“, mit dem gegenwärtig der ungemaine Drang von „hochsensiblen“ Personen beschrieben wird, in freien und gleichberechtigten Gesellschaften auch noch nach mikroskopisch kleinsten Diskriminierungen und Ungleichheiten zu fahnden. Wie die Prinzessin in

bspw. in Fächern wie Medizin oder Sozialwissenschaften offenbar wohler als in den MINT-Fächern (z. B. Reimann & Alfermann 2021; Thelwell & Mas-Bleda 2020)¹² (Statistische Angaben zu Studienpräferenzen von Nicht-Binären waren nicht auffindbar.)

Da Wissen immer Stückwerk ist, kann mit Blick auf die konsultierte Literatur bislang als gesichert festgehalten werden, dass der Gender-Aktivismus von kleinen universitären Zirkeln ausging und beim Marsch durch intellektuellenaffine Institutionen in Führungspositionen von Behörden, Parteien und Medien gelangt ist. Diese Erfolge dürfen jedoch nicht dazu verführen, das breite Woke- und Rainbowwashing eben dieser Institutionen wie auch von Wirtschaftsunternehmen für die bare Münze von sozialer Gleichstellung zu halten (z. B. Nielsen 2024). Schließlich ist derzeit auch zu beobachten, dass sogar in den westlichen Demokratien linke und sozialdemokratische Parteien an Zuspruch verlieren, wenn sie sich hauptsächlich als Sachwalter der Anliegen von Minderheiten profilieren und die nicht weniger berechtigten Interessen ihrer Stammwählerschaft aus den Augen verlieren. Fazit: Im deutschen Sprachraum ist kein Ende der hitzigen Intellektuellendebatte über die Gendersprache abzusehen.

5. Schlussfolgerungen

Abschließend halte ich noch einmal ausdrücklich fest, dass ich die gesamte besprochene Literatur einzig und allein unter der Leitfrage durchforstet habe, wie die als „hitzig“ und „erregt“ wahrgenommene Debatte über die Gendersprache im deutschen Sprachraum aus linguistischer und sozialwissenschaftlicher Perspektive wahrgenommen wird. Im Ergebnis stellt sich heraus, dass es sich bei der Gendersprache um ein hochpolitisches Thema handelt, das sogar die Objektivität wissenschaftlicher Forschung zu beeinflussen vermag.

Aufgrund der besprochenen Literatur lautet die Antwort auf meine Titelfrage, dass geschlechtergerechte Sprache nicht *wirklich* inklusiv ist, wenn mit „inklusiv“ gemeint ist, dass durch einen geschlechtergerechten Sprachgebrauch die soziale Lage von sexuell

Andersens Märchen mit der Feinfühligkeit ihre Zugehörigkeit zum Adel nachweisen will, so die These, markieren politisch „Hochsensible“ ihre „woke“ Zugehörigkeit. Das neuere Konzept der Hochsensibilität geht zurück auf Aron (2005).

¹² MINT steht im Deutschen für: M = Mathematik, I = Informatik, N = Naturwissenschaft, T = Technik und entspricht dem englischsprachigen STEM: S = Science, T = Technology, E = Engineering, M = Mathematics.

marginalisierten Gruppen verbessert wird. Die Gendersprache betrifft allein die Form und nicht den Inhalt sprachlicher Äußerungen und teilt daher die generelle Ambiguität sprachlicher Äußerungen, die jeweils kontextabhängig interpretiert werden (müssen). Die Frage, ob die Gendersprache alle Geschlechter sprachlich inkludiert oder nicht, scheint bislang eine Gefühls- und Glaubensfrage zu sein. Selbst wenn AktivistInnen zutiefst vom Gegenteil überzeugt sein sollten, so erfüllt die Gendersprache in den Augen und Ohren der gesellschaftlichen Mehrheit in erster Linie eine rein politische Symbolfunktion: Wer gendert oder Regenbogen-Marker nutzt, signalisiert, dass er mit den Anliegen von sexuellen Minderheiten sympathisiert – nicht mehr und nicht weniger.

Da sich erzwungener Gebrauch von Gendersprache als kontraproduktiv erweist, erhebt sich die Frage, wie man mit der Gendersprache beim Deutschlernen in Schule und Studium umgehen sollte, vor allem in einem Ausland wie in Finnland, wo es keine vergleichbare heftige Diskussion wie im deutschen Sprachraum gibt, und wo man sich deshalb kaum den Triggerreichtum des Themas ausmalen kann. Aufschlussreich sind hier die Antworten, die die konsultierten Experten geben, wenn sie von Medien gefragt werden, wie man denn bei Gesprächen über brisante Themen, wie bspw. die aus den oben erwähnten vier „Arenen“, Konflikte vermeiden könne (Mau 2013: 118):

Wer Leute für Veränderungen begeistern möchte, muss ihnen das Gefühl geben, dass sie die Veränderungen nicht nur erdulden oder erleiden, sondern sie mitgestalten. Erst dann sind sie bereit, Gewohnheiten und Besitzstände zu überdenken.

Den vorstehenden Rat, beim Gendern behutsam und argumentativ vorzugehen, darf man wohl auch beim Deutschlernen im Ausland beherzigen, zumal es selbst im deutschen Sprachraum keine allgemeinverbindliche Normvorschrift für die Gendersprache gibt. Im Anschluss an die besprochene Literatur verbietet es sich jedenfalls, kommentarlos das Gendern zu verordnen und zu versichern, dass man mit dem Gendern auf der moralisch richtigen Seite stehe. Das wäre schlicht fahrlässig. Was also tun? Wie die obigen Lektüren ausweisen, befindet sich die Gender-Debatte in einem Stadium der Selbstfindung, in dem weder Gebote noch Verbote als zweckdienlich erscheinen. Dies erkennt man auch an den Empfehlungen vieler Organisationen und Fachzeitschriften, die ihren Mitarbeitern meist freie Hand lassen. In der internationalen Germanistik mag man einen anarchischen oder wildwüchsigen, weil uneinheitlichen Gebrauch der vielen

Formen von Gendersprache¹³ beklagen, doch aus deskriptiver wissenschaftlicher Sicht kann man diese Prozesse nur beobachten und muss abwarten, ob sie tatsächlich eines Tages zu allgemeingültigen Konventionen gerinnen. Für die Auslandsgermanistik heißt das konkret, in Sachen Gendersprache auf demokratische Ambiguitätstoleranz und diversitätsstiftende Freiwilligkeit zu setzen und auf eine Moralisierung des Sachverhalts zu verzichten. Zu diesem Zweck wären zumindest die folgenden drei Maßgaben zu beachten:

- a) Kennenlernen der frequenten Formen der Gendersprache
- b) Darstellung des gesellschaftlichen Konfliktpotenzials von Gendersprache
- c) Freiwilliges Gendern in all seinen Formen

Diese Forderungen stehen im Einklang mit dem wissenschaftlichen Forschungsethos, evidenzbasiert zu argumentieren, und mit den folgenden demokratischen Lehrmaximen: Lieber ein geistreicher Fingerzeig als ein moralischer Zeigefinger! Lieber aufeinander zu- als aufeinander losgehen! Lieber achtsam handeln als vorschnell verallgemeinern!

Bibliographie

- Alcoff, Linda Martín (2023) *Das Problem, für andere zu sprechen*. Aus dem Englischen (1991-92) von Valerie Gföhler. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Marina Martinez Mateo. Stuttgart: Reclam.
- Amlinger, Carolin; Nachtwey, Oliver (2022) *Gekränkte Freiheit. Aspekte des libertären Autoritarismus*. Berlin: Suhrkamp.
- Aron, Elaine N. (2005) *Sind Sie hochsensibel? Wie Sie Ihre Empfindsamkeit erkennen, verstehen und nutzen*. Aus dem Englischen (1996) von Cornelia Preuß. München: mvwverlag.
- Balzer, Jens (2024) *After woke*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Becker, Matthias J. (2024) Instrumentalisation of antisemitism and the Holocaust. In: Becker, Matthias J.; Troschke, Hagen; Bolton, Matthew; Chapelan, Alexis (eds.) *Decoding Antisemitism. A guide to identifying antisemitism online*. Berlin: Palgrave Macmillan, 273-288.

¹³ Den uneinheitlichen Gebrauch von Formen der Gendersprache stellt auch die Besprechung eines neuen Sammelbandes fest: In den Beiträgen werden neben vielen anderen Formen z. B. „Doppelnennungen“ wie „einen Betreuer bzw. eine Betreuerin“, „Alternativformen wie ihre/seine bzw. sie/er“ oder auch „Mischformen“ wie „die zentralen Mitspieler, Dozierende und Studierende“ beobachtet. Im Unterschied zum präskriptiven Kommentar in Fußnote 1 fällt das Fazit hier jedoch deskriptiv aus: „Das Nebeneinander von verschiedenen Alternativformen gibt über die Thematik des Bandes hinaus einen Einblick in Unsicherheiten und ungelöste Fragen der heutigen deutschen Sprache.“ (Hall 2024: 128)

- Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Englischen (1991) von Katharina Menke. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Eisenberg, Peter (2020) Die Vermeidung sprachlicher Diskriminierung im Deutschen. In: *Muttersprache*, 130 3-16.
- Eisenberg, Peter (2018) Das Deutsche ist eine geschlechtergerechte Sprache – ohne Zwang und ohne Manipulation. Bundeszentrale für politische Bildung. Online: <https://www.bpb.de/themen/gender-diversitaet/geschlechtliche-vielfalt-trans/269909/peter-eisenberg-das-deutsche-ist-eine-geschlechtergerechte-sprache-ohne-zwang-und-ohne-manipulation/>, zuletzt abgerufen am 7.11.2024
- Engelberg, Mila (2018) *Miehiä ja naisihmisiä. Suomen kielen seksismi ja sen purkaminen* [Männer und weibliche Menschen. Sexismus in der finnischen Sprache und seine Abschaffung]. Helsinki: TANE. Online: https://tane.fi/documents/1429808/1854322/TANE_Miehia_ja_naisihmisia_verkko_valmis.pdf/d7b558dc-74ed-4981-0b06-f890ff2973d5/TANE_Miehia_ja_naisihmisia_verkko_valmis.pdf, zuletzt abgerufen am 24.7.2024.
- Erdur, Onur (2024) *Schule des Südens. Die kolonialen Wurzeln der französischen Theorie*. Berlin: Matthes & Seitz.
- Fausto-Sterling, Anne (1993) The Five Sexes. In: *The Sciences* 33 (2), 20-24, (zitiert nach Pauli 2023: 33).
- Freese, Anika; Völkel, Oliver Niels (Hrsg.) (2022) *Gender_Vielfalt_Sexualität(en) im Fach Deutsch als Fremd- und Zweitsprache*. München: Iudicium. Online: <https://www.iudicium.de/katalog/86205-737.pdf>, zuletzt abgerufen am 17.12.2024.
- Frischemeier, Lisa (2023) *I see Vulvas everywhere*. Köln: Dumont.
- Garcia, Manon (2023) *Das Gespräch der Geschlechter. Eine Philosophie der Zustimmung*. Aus dem Französischen (2021) von Andrea Hemminger. Berlin: Suhrkamp.
- Giordano, Paolo (2023): *Tasmanien*. Roman. Aus dem Italienischen (2022) von Barbara Kleiner. Berlin: Suhrkamp.
- Hall, Chris (2024) Rezension von Boguna, Julija; Reuter, Ewald; Schiewer, Gesine Lenore (Hrsg.) (2023) *Forschendes Lernen in der interkulturellen Germanistik*. Bielefeld: Transcript Verlag. In: *German as a foreign language* 2, 121-128. Online: http://gfl-journal.de/wp-content/uploads/2024/10/20240206-rez_hall.pdf, zuletzt abgerufen am 20.11.2024.
- Halonen, Mia; Nyström, Samu; Paunonen, Heikki; Vaattovaara, Johanna (2020) *Stadin syntinen s* [Das sündige S der Hauptstadt]. Helsinki: arthouse.
- Heintz, Bettina; Merz, Martina; Schumacher, Christina (2004) *Wissenschaft, die Grenzen schafft. Geschlechterkonstellationen im disziplinären Vergleich*. Bielefeld: Transcript.
- Hübl, Philipp (2024) *Moralspektakel. Wie die richtige Haltung zum Statussymbol wurde und warum das die Welt nicht besser macht*. München: Siedler.
- Kipke, Roland (2023) Sind wir moralisch verpflichtet, eine gendergerechte Sprache zu verwenden? In: *Zeitschrift für Ethik und Moralphilosophie* 6, 59-80. Online: <https://link.springer.com/article/10.1007/s42048-023-00137-2>, zuletzt abgerufen am 31.10.2024.
- Klann-Delius, (2005) *Sprache und Geschlecht. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Klemm, Gertrud (2023) *Einzeller*. Roman. Wien: Kremayr & Scheriau.

- Kotthoff, Helga (2020) Gender-Sternchen, Binnen-I oder generisches Maskulinum, ... (Akademische) Textstile der Personenreferenz als Registrierungen? In: *Linguistik online* 103/3, 105-127. Online: <https://bop.unibe.ch/linguistik-online/article/view/7181/10198>, zuletzt abgerufen am 11.11.2024.
- Kotthoff, Helga; Nübling, Damaris unter Mitarbeit von Claudia Schmidt (2018) *Genderlinguistik: Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*. Tübingen: Narr Franke Attempto.
- Lakoff, Robin (1975) *Language and woman's place*. New York: Harper and Row.
- Letzte Generation (2024) *Klimakleber*. Online: <https://letztegeneration.org/klimakleber/>, zuletzt abgerufen am 10.11.2024.
- Link, Sabrina (2023) Gendergerechte Personenreferenzen und ihre Integration in den universitären DaF-Unterricht: ein Experiment. In: *German as a foreign language* 3, 32-55. Online: <http://gfl-journal.de/article/gendergerechte-personenreferenzen-und-ihre/>, zuletzt abgerufen am 24.07.2024.
- Lobin, Henning (2021) *Sprachkampf. Wie die Neue Rechte die deutsche Sprache instrumentalisiert*. Berlin: Dudenverlag
- Lüger, Heinz Helmut (2023) Rezension von Lenk, Hartmut E.H.; Richter-Vapaatalo, Ulrike (Hrsg.) (2022) Dreiecksbeziehung. Die Germanistik in Finnland und den beiden deutschen Staaten in den 1980er Jahren. Norderstedt: BoD. In: *Beiträge zur Fremdsprachevermittlung* 67, 161-166.
- Mandelstam, Nadeshda (2011) *Erinnerungen an Anna Achmatowa*. Aus dem Russischen (2008) von Christiane Körner. Kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Pawel Nerler. Berlin: Suhrkamp.
- Marten, Heiko F. (2024) Diskussionen zum „Gendern“ in Deutschland. Die Renaissance einer präskriptiven Sprachwissenschaft? In: Nurmi, Arja; Hirvonen, Maija, Krenzler-Behm, Dinah; Oksanen, Henrik; Schmitz, Dieter Hermann; Viljanmaa, Anu (Hrsg.) *Sprache der Gegenwart – Sprache für die Zukunft. Akten des 57. Linguistischen Kolloquiums*. Helsinki: Societé Néophilologique, 80-101. Online: <https://doi.org/10.51814/ufy.1039.c1442>, zuletzt abgerufen am 5.12.2024.
- Mau, Steffen (2023) Spiegelgespräch: „Deutschland ist viel weiter als seine Debatten“. In: *Der Spiegel* 40, 116-119.
- Mau, Steffen; Lux, Thomas; Westheuser, Linus (2024) „Ja, aber“: Gesellschaftliche Konflikte verstehen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 76, 207-220. Online: <https://link.springer.com/article/10.1007/s11577-024-00964-0>, zuletzt abgerufen am 10.11.2024.
- Mau, Steffen; Lux, Thomas; Westheuser, Linus (2023) *Triggerpunkte. Konsens und Konflikt in der Gegenwartsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp.
- McWhorter, John (2021) *Woke racism. How a new religion has betrayed Black America*. New York: Penguin.
- McWhorter, John (2023) *Die Erwählten. Wie der neue Antirassismus die Gesellschaft spaltet*. Aus dem Englischen (2021) von Kirsten Riesselmann. Hamburg: Hoffmann & Campe.
- Meineke, Eckhard (2023) *Studien zum genderneutralen Maskulinum*. Heidelberg: Winter.
- Menasse, Eva (2023) *Alles oder nichts sagen. Vom Zustand der Debatte in der Digitalmoderne*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

- Metzger, Sabine (2020) Weit mehr als eine „Perle“. Die Klitoris. Anlässlich einer Wiederentdeckung aus der Biologie zur Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. In: *Psychoanalyse im Widerspruch* 32 (2), 9-48.
- Mounk, Yascha (2024) *Im Zeitalter der Identität. Der Aufstieg einer gefährlichen Idee*. Aus dem Englischen (2023) übersetzt von Sabine Reinhardus und Helmut Dierlamm. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Müller-Spitzer, Carolin; Lobin, Henning (2022) *Leben, lieben, leiden: Geschlechterstereotype in Wörterbüchern, Einfluss der Korpusgrundlage und Abbild der sprachlichen ‚Wirklichkeit‘*. In: Diewald, Gabriele; Nübling, Damaris (Hrsg.) *Genus – Sexus – Gender*. Berlin/Boston: de Gruyter, 35-63.
- Niedling, Christian; Raitaniemi, Mia (2024) Gendern und Gleichstellungspolitik in Finnland. In: Kaltz, Barbara; Balnat, Vincent (Hrsg.) *Genus und Geschlecht in europäischen Sprachen. Geschichte und Gegenwart*. Tübingen: Narr Francke Attempto, 451-465.
- Nielsen, Martin (2024) Visuelles Rainbowwashing – der Regenbogen als universelles Diversity Label. In: Stumpf, Marcus (Hrsg.) *Diversity in der Wirtschaftskommunikation*. Wiesbaden: Springer VS, 279-383.
- Oestreich, Heide (2009) Das Binnen-I und die taz: Die Erektion im Text. In: *taz*, 7.3.2009. Online unter: <https://taz.de/Das-Binnen-I-und-die-taz/!5166721/>, zuletzt abgerufen am 5.12.2024.
- Oksanen, Sofi (2024) *Putins Krieg gegen die Frauen*. Aus dem Finnischen (2023) von Angela Plöger und Maximilian Murmann. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Pauli, Dagmar (2023) *Die anderen Geschlechter. Nicht-Binarität und ganztrans* normale Sachen*. München: C.H. Beck.
- Pfahl-Traugher, Armin (2014) „Klimakleber“ und ziviler Ungehorsam. Legitimationsprobleme für Protestformen mit Rechtsbrüchen. In: *Recht und Politik* 1, 12-29.
- Pollatschek, Nele (2020) Deutschland ist besessen von Genitalien. Gendern macht die Diskriminierung nur noch schlimmer. In: *Tagespiegel* 30. August 2023. Online: <https://www.tagesspiegel.de/kultur/gendern-macht-die-diskriminierung-nur-noch-schlimmer-4192660.html>, zuletzt abgerufen am 10.10.2024.
- Pusch, Luise F. (1984) *Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Ramm, Wiebke (2023): Alles Lüge. In: *Spiegel Panorama*, 28.11.2023. Online: <https://www.spiegel.de/panorama/justiz/gil-ofarim-so-lief-der-letzte-prozesstag-in-leipzig-mit-dem-gestaendnis-des-musikers-a-36dbeb9f-24e7-46ef-b295-169f15c7537f>, zuletzt abgerufen am 9.11.2024.
- Reimann, Swantje; Alfermann, Dorothee (2021) „Was, wie, ich?“ – „Ja, doch, du!“. Prozesse von Schließung, Hierarchisierung und Öffnung in den akademischen Karrieren von Informatik-Doktorandinnen. In: *Gender* 3, 137-152.
- Renström, Emma A.; Lindqvist, Anna; Akbas, Gulein; Hekanaho, Laura; Gustafsson Sendén, Marie (2023) Are gender-neutral pronouns really neutral? Testing a male bias in the grammatical genderless languages Turkish and Finnish. In: *Journal of Language and Social Psychology* 42, 4, 476-487.
- RfdR = Rat für deutsche Rechtschreibung (2024): *Amtliches Regelwerk des Rats für deutsche Rechtschreibung*. Stichwort: Sonderzeichen. Online unter: <https://grammis.ids-mannheim.de/rechtschreibung/6123>, zuletzt abgerufen am 30.10.2024.

- Reuter, Ewald (2016) *Transkulturelle Leseweisen. Eine qualitative Längsschnittstudie zu interlingual-transkulturellen Leseprozessen europäischer Studierender*. In: Victor M. Borrero Zapata; José Javier Martos Ramos (Hrsg.) *Miradas híbridas sobre la lengua y la literatura alemanas / Hybride Blicke auf die deutsche Sprache und Literatur*. Berlin: Frank & Timme, 15-61.
- Reuter, Ewald (1982) *Kommunikation und Institution. Zur Ethnographie des schulischen Alltags*. Frankfurt/Main: Lang.
- RfdR = Rat für deutsche Rechtschreibung (2024) *Amtliches Regelwerk des Rates für deutsche Rechtschreibung, Stichwort: Sonderzeichen*. Online: <https://grammis.ids-mannheim.de/rechtschreibung/6123>, zuletzt abgerufen am 6.11.2024
- Sanchez-Torres, Monica (2023) *In the eye of the beholder. Processing, use and attitudes towards (non-)sexist language in a second language*. Tampere: Tampere University. Online: <https://urn.fi/URN:ISBN:978-952-03-2806-1>, zuletzt abgerufen am 24.7.2024.
- Sanyal, Mithu M. (2009) *Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts*. Berlin: Wagenbach.
- Schaaf, Julia; Bothe, Claudia (2024) Die „Gen Z“ hält sich für eher links – ist aber gegen das Gendern. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 15.10.2024. Online: <https://www.faz.net/aktuell/gesellschaft/menschen/shell-jugendstudie-2024-so-tickt-die-jugend-von-heute-110045283.html>, zuletzt abgerufen am 30.10.2024.
- Schalansky, Judith (2018) *Verzeichnis einiger Verluste*. Berlin: Suhrkamp.
- Schlick, Sibel (2023) *Weißer Feminismus canceln. Warum unser Feminismus feministischer werden muss*. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Schwarzer, Alice (1975) *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Shell = Shell Jugendstudie (2024) *Zwischenbericht*. Online: <https://www.shell.de/ueberuns/initiativen/shell-jugendstudie-2024/informationmaterial-2024.html>, zuletzt abgerufen am 6.11.2024.
- Sciuto, Cinzia (2022) Sackgasse Identität. In: *polylog* 48, 81-92.
- Söderlund, Therese; Madison, Gay (2017) Objectivity and realms of explanation in academic journal articles concerning sex/gender: a comparison of Gender studies and other social sciences. In: *Scientometrics* 112/, 1093-1109. Online: <https://link.springer.com/article/10.1007/s11192-017-2407-x>, zuletzt abgerufen am 2.11.2024.
- Stefanowitsch, Anatol (2021) „Politische Korrektheit“ und Tabu. In: *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 17, 2, 192-211.
- Trost, Laura (2023) *Die private Lastenradnutzung – Statussymbol oder Alternative zum eigenen Auto? Eine qualitative Untersuchung der instrumentellen, affektiven und symbolischen Motive*. Goethe-Universität Frankfurt am Main: Arbeitsgruppe Mobilitätsforschung.
- Wagenknecht, Sahra (2021) *Die Selbstgerechten. Mein Gegenprogramm – für Gemeinsinn und Zusammenhalt*. Frankfurt/Main/New York: Campus.
- Waiton, Stuart (2024) Elite hatred and the enforced knee-taking of the aware ‘class’. In: *Social Sciences* 13 (9), 1-20. Online: https://rke.abertay.ac.uk/ws/portalfiles/portal/82033696/Waiton_EliteHatred_Published_2024.pdf, zuletzt abgerufen am 16.11.2024.

- Wildhagen, Christian (2023) Das neue Leitmotiv in der Kultur: Bloss keinen Fehler machen. In: *Neue Zürcher Zeitung* 13.11.2024. Online: <https://www.nzz.ch/meinung/das-neue-biedermeier-in-der-kultur-bloss-keinen-fehler-machen-ld.1764890>, zuletzt abgerufen am 11.11.2024.
- Thelwall, Mike; Mas-Bleda, Amalia (2020) A gender equality paradox in academic publishing: Countries with a higher proportion of female first-authored journal articles have larger first-author gender disparities between fields. In: *Quantitative Science Studies* 3, 1260-1282.
- Trömel-Plötz, Senta (1979) *Frauensprache in einer Welt der Männer*. Konstanz: UVK.
- ZEIT = ZEIT Stiftung Bucerius (2024) *Akademische Redefreiheit. Kurzbericht zu einer empirischen Studie an deutschen Hochschulen*. Online: <https://www.shell.de/ueber-uns/initiativen/shell-jugendstudie-2024/informationmaterial-2024.html>, zuletzt abgerufen am 6.11.2022.
- Zifonun, Gisela (2021) *Das Deutsche als europäische Sprache. Ein Porträt*. Berlin/Boston: de Gruyter.

Kurzbiographie

Ewald Reuter (Prof. Dr.) ist emeritierter Lehrstuhlinhaber für Deutsche Sprache und Kultur an der Universität Tampere in Finnland. Von 1997-2012 war er dort Wiss. Leiter des Nebenfachstudiengangs *Intercultural Communication Studies*, von 2003-2011 Chefredakteur der Publikationsreihe *Tampere Studies in Language, Translation and Culture* (Tampere University Press) und von 2012-2017 Vorsitzender des Finnischen DAAD-Alumni-Vereins. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Deutsch als Fremdsprache, Gesprächs- und Textlinguistik, angewandte Linguistik, interkulturelle Wissenschafts- und Wirtschaftskommunikation sowie finnisch-deutsche Kulturbeziehungen. Näheres unter: www.ewaldreuter.com. Neueste Publikation: Frank Thomas Grub, Ewald Reuter & Oddný G. Sverrisdóttir (Hrsg.) (2024) *Einheit des Faches – Vielfalt der Perspektiven*. Berlin u.a.: Lang.

Schlagwörter / Key words

Gendergerechte Sprache, Genderlinguistik, sprachliche Inklusion, soziale Exklusion, wokeness, Identitätspolitik, Deutsch als Fremdsprache, Auslandsgermanistik

Gender-fair language, gender linguistics, linguistic inclusion, social exclusion, wokeness, identity politics, German as a foreign language, international German studies